

Rina Kent

Red Thorns
(Band 1)

Übersetzt von Alexandra Gentara

GEFANGEN IN SEINEM SPIEL

RED



THORNS

NEW YORK TIMES UND SPIEGEL BESTSELLERAUTORIN

RINA KENT

DARK ROMANCE
VAJONA

Für eure tiefsten, dunkelsten Fantasien.

Playlist

Infra-Red – Three Days Grace
Oh My My – Blue October
Paralyzed – LANDMVRKS
Can You Feel My Heart – Bring Me The Horizon
In the Dark – Bring Me The Horizon
I Don't Know What to Say – Bring Me The Horizon
Another Life – Motionless in White
Blank Space – I Prevail
Learning to Survive – We Came As Romans
Breathe Into Me – Red
Is it Just Me? – Sasha Sloan & Charlie Puth
Ausländer – Rammstein
Tattoo – Rammstein
Sehnsucht – Rammstein
Heartless – The Weekend

Die vollständige Playlist findest du auf Spotify.

Anmerkung der Autorin

Hallo, lieber Lesefreund, liebe Lesefreundin,

falls ihr noch keins meiner Bücher gelesen habt, wisst ihr es vielleicht noch nicht, aber ich schreibe eher düstere Geschichten, die verstörend und beunruhigend sein können. Meine Bücher und Hauptfiguren sind somit nichts für schwache Nerven.

Dieses Buch behandelt potenziell triggernde Themen wie einvernehmlichen nicht einvernehmlichen Sex (CNC) sowie Kindesmissbrauch. Ich vertraue darauf, dass ihr eure Trigger kennt, bevor ihr weiterlest.

»Red Thorns« ist der erste Teil einer zweiteiligen Reihe und kein Einzelband.

Die »Thorns«-Dilogie besteht aus:

#1 Red Thorns

#2 Black Thorns

Meldet euch für Rina Kents Newsletter an, um Neuigkeiten zu kommenden Veröffentlichungen und ein exklusives Geschenk zu erhalten.



PROLOG

Akira

Liebe Naomi,

ich bin dein neuer Freund.

Jedenfalls hoffe ich, es zu werden.

Die Lehrer haben mir gesagt, dass ein Brieffreund eine gute Idee wäre, um mein Englisch zu verbessern. Also dachte ich mir: Warum nicht von jemandem lernen, der in den USA lebt?

Jetzt fragst du dich bestimmt: Warum gerade ich? Gute Frage.

Ich habe dich früher einmal beobachtet. Frag mich nicht, wo, denn das möchte ich lieber noch geheimhalten.

Aber damals sind mir zwei Dinge an dir aufgefallen.

Erstens: Du hast ein wunderschönes Lächeln, das mich an Pfirsichblüten und fallenden Schnee erinnert. Lass mich nicht zwischen den beiden wählen, denn ich mag beides. Stell dir also meine Überraschung vor, als ich

genau diese Eigenschaften in etwas so Schlichtem wie deinem Lächeln wiedergefunden habe.

Zweitens bist du so authentisch, dass jeder, der versucht, in dein Innerstes vorzudringen, wahrscheinlich darin ersticken wird. So tiefgründig wirkst du.

Allerdings melde ich mich gern freiwillig für eine Besichtigung an. Wenn du mich lässt.

Klang das zu aufdringlich? Verzeih mir. Bei Menschen, über die ich unbedingt mehr erfahren möchte, neige ich leider dazu. Und von denen gibt es nicht so viele, nur damit du es weißt.

Du fragst dich jetzt bestimmt: Woher zum Teufel hat dieser Spinner meine Adresse? Noch eine gute Frage, die ich im Moment aber lieber auch nicht beantworten möchte.

Nicht, weil ich ein Stalker wäre, auch wenn du das jetzt wahrscheinlich denkst, sondern weil ich mir nicht sicher bin, ob du das hier überhaupt liest. Von einer Antwort ganz zu schweigen.

Bevor ich mich also der langweiligen Pflicht widme, mich vorzustellen, lass mich kurz erzählen, was mich dazu bewogen hat, dir diesen Brief zu schreiben.

Jaja, ich weiß, die Lehrer habe ich bereits erwähnt. Aber wir wissen wohl beide, dass das nur eine Ausrede war, um deine Aufmerksamkeit zu erregen. Und zwar eine ziemlich lahme.

Mein eigentlicher Grund ist: Ich möchte dich gern kennenlernen.

Das Mädchen hinter den viel zu seltenen Lächeln und der »Scheiß auf die Welt«-Einstellung. Das Mädchen

mit den kurzen schwarzen Haaren und den rosa Lippen. Das Mädchen, dessen einziger Freund ihr Kopfhörer zu sein scheint (was hörst du nebenbei gefragt eigentlich am liebsten?).

Das wird mich auf deiner Creep-Skala jetzt wahrscheinlich ein paar Stufen nach oben bringen, aber ich wollte ehrlich sein. Keine Geheimnisse und keine Lügen.

Ich verspreche auch, kein Arschloch zu sein. Jedenfalls nicht für lange. Und ich bin auch kein Otaku, wie du wahrscheinlich gerade denkst. Falls du es noch nicht wusstest: Otaku ist die japanische Bezeichnung für Nerds, so wurde es mir zumindest gesagt.

Nun, da jetzt alles geklärt ist, lass mich die Vorstellungsrunde beginnen.

räuspert sich

Ich bin Akira und wurde in Japan geboren. In Tokio, um genau zu sein.

In Kanji schreibt man Akira mit den Zeichen für »Sonne« und »Mond«, also bin ich sozusagen das Gesamtpaket, mit Sonnen- und Mondlicht. Ganz schön guter Fang, was?

Ich bin gerade in die Oberstufe gekommen, wir sind also etwa gleichaltrig und du musst dir keine Sorgen machen, dass ich ein alter Knacker bin oder so. Es sei denn, du stehst auf alte Knacker. Keine Angst, ich verurteile dich nicht dafür.

Und nun die Millionenfrage: Willst du meine Freundin sein, Naomi?

Peinliche Stille.

Noch mehr peinliche Stille.

Klang das irgendwie erbärmlich? Verzweifelt?
Wahrscheinlich. Wie auch immer, interpretiere es so,
wie du willst, und lass mich nur deine Antwort wissen.
Falls du keine Lust hast, antworte mir einfach nicht.
Nach einer Woche oder so werde ich es vergessen haben
und ganz normal weiterleben.
Aber falls du mir doch schreibst, werde ich wahrschein-
lich ein ganzes Jahr lang Freudentänze aufführen.
Mach dir nur keine falschen Vorstellungen darüber, was
das hier ist. Ich kann nur dein Freund sein, Naomi.
Wenn du dich in mich verliebst, habe ich leider keine
andere Wahl und muss verschwinden.
Und das wäre einfach nur traurig.
Absolut unnötig.

Mit ungeduldigen Grüßen,
Akira



Naomi

Drei Jahre später

Jeder Mensch trägt ein Geheimnis mit sich herum.

Manche davon sind recht gewöhnlich, andere regelrecht abartig.

Meine gesamte Existenz fällt offenbar in die zweite Kategorie, denn Mom behandelt sie wie ein Staatsgeheimnis.

Oder eher wie ein internationales Staatsgeheimnis, angesichts ihrer Herkunft.

Während ich gemächlich zum Cheerleader-Training gehe, trete ich ein paar Kieselsteine aus dem Weg.

Das Blackwood College ist ein riesiges Gebäude und wirkt uralte. An jeder Ecke ragen ein paar stolze Türme empor, als würden sie diesen Ort bewachen. Das dachte ich zumindest, als ich mich hier eingeschrieben habe.

Auch das dank meiner lieben Mama, die nicht nur dafür gesorgt hat, dass ich an einer Privatuni für reiche Kids studiere, sondern auch, dass ich meine Rolle hier erfülle, indem ich Cheerleaderin bin und zu den Beliebten gehöre.

Wer steht im College überhaupt noch auf Cheerleading? Ich jedenfalls nicht. Ich würde mein Leben als Einundzwanzigjährige

lieber damit verbringen, Hardrock zu hören und so wenig Kontakt zu Menschen zu haben, wie es physisch möglich ist, schönen Dank auch.

Ich gehöre nicht zu den Leuten mit antisozialer Persönlichkeitsstörung, die glauben, es wäre okay, auf anderen herumzutampeln. Ich bin lediglich eine Einzelgängerin, die anderen lieber aus dem Weg geht, in der Hoffnung, dass sie im Gegenzug das Gleiche tun.

Bisher jedoch leider ohne Erfolg.

Ich blicke zu dem Gebäude hinauf, hinter dessen Mauern ich mich aufhalten darf. Ein Gebäude, so alt wie diese Stadt, am Rande von New York City. Altes, korruptes Geld hat errichtet, was andere als Bildungszentrum für die Elite betrachten.

Nun, vielleicht ist es das auch. Und vielleicht wüsste ich es mehr zu schätzen, wenn ich keine zu engen, winzigen Klamotten tragen müsste, die meinen Bauch entblößen und gegen meinen Sport-BH drücken, den ich in dem vergeblichen Versuch trage, meine riesigen Brüste etwas flacher wirken zu lassen. »Riesig« war jedenfalls das Wort, das unsere Cheerleader-Kapitänin dafür verwendet hat.

Wieso ich nicht einfach aufhöre? Ausgezeichnete Frage.

Die Antwort ist so simpel wie langweilig – Mom.

So groß meine Hassliebe der Frau gegenüber, die mich zur Welt gebracht hat, heutzutage auch ist, halte ich ihr zugute, wie sie sich jahrelang damit abgestrampelt hat, mich ganz allein großzuziehen. Als ich noch klein und auf sie angewiesen war, hatte sie mehrere Teilzeitjobs und schlief nur wenig, um uns ein Dach über dem Kopf zu sichern. Als sie mich also regelrecht anflehte, als Cheerleaderin erfolgreich zu sein, konnte ich ihr das einfach nicht abschlagen.

Es gefällt ihr offenbar, mich im Rampenlicht zu sehen. Sie will unbedingt, dass ich es hier schaffe, damit wir den rassistischen Arschlöchern keinen Grund geben, wegen unserer asiatischen Herkunft auf uns herabzuschauen.

Nur deshalb bin ich immer noch Teil dieses Albtraums.

Glaube ich jedenfalls.

Mit schweren Schritten schlurfe ich durch den Eingang zum Fußballfeld. Der Himmel ist klar und blau, die frühe Herbstsonne beleuchtet das Gelände. Wegen des tollen Wetters haben unser Captain und die Trainerin beschlossen, unsere Choreografien heute draußen zu trainieren.

Ende der Woche steht ein wichtiges Heimspiel zwischen unserer Footballmannschaft, den Black Devils – total dämlicher Name, wenn man bedenkt, dass das einzig Teuflische an ihnen ihre Trikots sind – und ihren größten Rivalen aus New York an.

Die Cheerleader stehen in einer Reihe am Spielfeldrand, denn – Überraschung! – wir dürfen ihre Majestäten nicht beim Training stören. Es ist schon bescheuert genug, dass die Cheerleader nur zu ihrem Nutzen existieren, obendrein besitzen sie auch noch die Dreistigkeit, uns wie ihre Lakaiken zu behandeln.

Die meisten Cheerleaderinnen vögeln mit den Footballspielern oder daten sie. Oder starren sie an, als wären sie Jesus. Im Plural.

Genau wie ich tragen meine weiblichen Teamkolleginnen winzige schwarze Röcke, die nur knapp ihren Hintern bedecken, und weiße Oberteile mit schwarzen Streifen. Die Jungs haben schwarze Hosen und weiße T-Shirts an. Tja, wenn ich ein Mann wäre, müsste ich meinen Körper nicht so zur Schau stellen. Aber das würde auch bedeuten, das Gewicht all dieser Mädels während der Choreografien auf den Schultern tragen zu müssen. Also nein, danke, wenn ich es mir recht überlege. Dann zeige ich doch lieber meinen Bauchnabel und quäle meine Brüste mit zu engen Sport-BHs.

Can You Feel My Heart von Bring Me The Horizon dröhnt mir noch in den Ohren, doch der Sound verschwindet abrupt, als mir der Kopfhörer weggerissen wird. Ich bin kurz davor, jemanden abzustechen, da fällt mein Blick auf keine Geringere als unsere Mannschaftskapitänin. Reina Ellis ist groß, blond, durchtrainiert und hat tiefblaue Augen, mit denen sie mich gerade mustert.

Ach ja, und sie stammt aus einer wohlhabenden Familie. Kein neues Geld wie bei Mom, sondern sehr altes. Und einflussreiches.

Im Grunde ist sie eine Art Lottogewinn, wie auch ihr Spitzname »Queen Bee« andeutet, und besitzt die perfekt dazu passende Persönlichkeit.

Sie tippt mit dem Fuß auf den Boden, während sie meinen geräuschunterdrückenden Kopfhörer – aka mein Erlöser – außer Reichweite hält. »Du bist zu spät, Naomi.«

»Nein, bin ich nicht.«

Sie packt mein Handgelenk, an dem eine Smartwatch sitzt, und hält es mir vor die Nase. »Wie spät ist es?«

»Na schön. Ich bin zehn Minuten drüber. Und?«

»Das ist deine letzte Warnung, Naomi. Wenn du noch einmal zu spät kommst, werfe ich dich raus. Zahlreiche Mädels würden gern deinen Platz einnehmen, und wenn man etwas nicht wirklich will, gibt es keinen Grund, es trotzdem zu behalten.«

Als ob mich das interessieren würde. Genau das möchte ich ihr gern sagen, aber ich schlucke es tapfer herunter. Wegen – Trommelwirbel – meiner Mutter.

Mich in diese menschliche Plastikborde zu stecken, war echt ein Schlag unter die Gürtellinie, Mom.

Vielleicht rächt sie sich dafür, dass ich sie während meiner Kindheit ständig mit Fragen über meinen Dad gelöchert habe.

Vielleicht trage ich durch diese Cheerleader-Truppe eine emotionale Narbe davon und kann deshalb doch nicht mein gesamtes Erwachsenenleben damit verbringen, in irgendeinem dunklen Keller zu hocken und Manga zu zeichnen.

Oder vielleicht finde ich irgendwann meinen Vater und lebe mit ihm glücklich bis ans Ende meiner Tage. Allerdings ist das eher unwahrscheinlich.

»Wartest du auf eine Einladung?« Reina neigt den Kopf in Richtung der anderen, die den Austausch mit unverhohlener Verachtung beobachten. Mir gegenüber natürlich, nicht ihrem geliebten Captain.

Ich strecke die Hand aus. »Mein Kopfhörer.«

»Nach dem Training.«

»Aber –«

»Und nur, wenn du dich anstrengst.« Sie dreht sich um und schreitet mit sanftem Hüftschwung zu den anderen.

Na toll. Jetzt muss ich mir auch noch Mühe geben.

Ich versuche, nicht zu schlurfen, und folge ihr. Die anderen Cheerleaderinnen kichern und tuscheln. Sie haben diese klassische Rudelmentalität, und wenn eine damit anfängt, jemanden zu verhöhnen, ziehen die anderen sofort nach.

Wütend funkle ich sie an. »Was? Traut ihr euch nicht, es laut auszusprechen, und flüstert deshalb lieber? Wie schwächliche kleine Bitches?«

»Die einzige schwächliche kleine Bitch hier bist du, Naomi.« Brianna, Co-Captain und Ehrenmitglied von Reinas Mini-Me-Fanclub, deutet auf mich. »Sieh dir nur deine fetten Hüften an. Ich sagte doch, dass du Diät halten sollst.«

»Nein, danke.« Ich lege eine Hand auf meine Hüfte. »Das hier bezeichnet man als natürliche Schönheit. Sei bloß nicht neidisch. Neid macht nämlich hässlich, Bee.«

»Ich heiße Bree!«

»Oh, tut mir leid.« Ich lächle gequält, was sie nur noch wütender macht. Ihr Gesicht färbt sich rot.

Eigentlich hat sie ziemlich helle Haut, aber sie gibt ein Vermögen für Selbstbräuner aus. Und sobald sie wütend oder frustriert ist – meistens meinetwegen, weil die anderen viel zu viel Schiss vor ihr haben, um sich zu wehren –, sieht sie aus wie ein Vulkan kurz vor dem Ausbruch.

Wie besiegt man solche Bitches am besten? Mit Freundlichkeit.

Ehrlich gesagt habe ich mich noch nie von irgendwem herum-schubsen lassen, aber diese Leute und ihr ständiges Mobbing haben auch mich zu einer Zicke gemacht. Genau wie sie.

Moment mal. Heißt das etwa, ich bin jetzt eine von ihnen?

O Gott, nein. Das ist ganz sicher nur vorübergehend, bis ich

endlich meinen Abschluss mache. Danach werde ich wie geplant in einem Keller leben und Zeitschriften darum anflehen, meine Zeichnungen zu veröffentlichen.

Ich muss nur noch das letzte Jahr überstehen, dann kann ich diese Cheerleader-Truppe endlich als Lebenserfahrung verbuchen.

Mein Blick schweift über die langen Gesichter meiner Hater, bis er auf Lucys sanften Zügen landet. Sie grinst mich diskret an, versteckt es aber rasch wieder. Doch es genügt, um mir etwas, das hoffentlich entfernt einem Lächeln ähnelt, auf die Lippen zu zaubern.

Sie ist kleiner und dünner als ich, hat aber feurig rotes Haar und entzückende Sommersprossen, die ihre Wangen übersäen. Lucy ist die Einzige, die ich inmitten dieses Haifischbeckens als Freundin bezeichnen würde. Vor allem, weil sie nicht zu Reinas Clique gehört und deshalb auch eine Außenseiterin ist wie ich.

Seit wir uns im letzten Jahr an der Highschool kennengelernt haben, trösten wir uns gegenseitig in unserem gemeinsamen Elend, dessen Fortsetzung hier am College stattfindet. Was keine Überraschung ist, da fast alle Anwesenden bereits mit uns auf der Highschool waren. Einer weiteren renommierten Privatschule in Blackwood.

Mom und ich sind mitten in meinem Abschlussjahr hierher gezogen, und sagen wir einfach, das hat mich sofort als Außenseiterin gebrandmarkt. Daher auch Moms Idee, Cheerleaderin zu werden, um zu den Beliebten zu gehören.

Reina erteilt Anweisungen, und Lucys Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf sie. Als Reaktion darauf auch meine, allerdings widerwillig. Unsere Trainerin, eine Frau mittleren Alters mit langen schwarzen Haaren und schmalen Lippen, sagt wie immer kaum etwas, wenn unser aller Lieblingscaptain spricht.

Mir ist stinklangweilig. Ich denke darüber nach, was ich mir später zu essen hole und ob ich wieder eine Hetzjagd und Mobbing-Kommentare über mein Gewicht ertragen muss, wenn ich vor versammelter Mannschaft ein Stück Pizza esse.

Reina packt mich an den Schultern und faucht: »Konzentrier dich endlich oder träum weiter von deinem Kopfhörer!« Dann sagt sie, dass meine Position in der zweiten Reihe sein wird, also direkt über den männlichen Cheerleadern ganz unten, und ich daher sie und viele von den anderen tragen werde.

Juhu!

Zum Glück mache ich heute nur wenige Fehler, abgesehen davon, dass ich Brianna fast auf die Nase fallen lasse, aber na ja, Unfälle passieren eben.

Wenigstens lenken mich die halb nackten Footballspieler nicht ab, die gerade mit irgendwas, das ihr Trainer ihnen gegeben hat, über das Spielfeld rennen.

Ich meine, klar sehe auch ich mir gern perfekt gebaute Männer an. Aber lieber heimlich hinter meinem Computer und nicht auf diese lüsterne, aufmerksamkeitsheischende Art wie die anderen Cheerleaderinnen.

Sonst sieht es noch so aus, als wäre ich irgendwie an diesen Footballspielern interessiert. Dabei interessiert mich nur der glänzende Schweiß auf ihren Bauchmuskeln, der sich weiter nach unten zu ... gewissen anderen Stellen ausbreitet.

Zum Glück besitze ich ein perfektes Pokerface, hinter dem ich all meine Gefühle verberge. Lucy nennt mich deshalb manchmal gefühllos, aber das bin ich gar nicht. Ich habe meine Gefühle nur immer sehr gut im Griff.

In der Hinsicht komme ich offenbar ganz nach Mom, danke schön dafür.

Selbst wenn ein regelrechter Wirbelwind von Emotionen in mir tobt, sieht man mir das von außen niemals an.

Auch nicht die einzige Person, die mir im Footballteam tatsächlich auffällt.

Der Typ mit den sandfarbenen Haaren, den markanten Gesichtszügen und den festen, immer leicht glänzenden Bauchmuskeln, die man glatt als Waffe einsetzen könnte.

Derjenige, der nicht einmal weiß, dass die Hälfte des Campus

überhaupt existiert, während alle zuerst seinen Namen kennenlernen, sobald sie Blackwood betreten.

Allerdings bin ich mehr als froh, dass ausgerechnet er nichts von meinen Absichten ahnt, denn ich werde schon irgendwie über ihn hinwegkommen.

Es ist nur eine Schwärmerei ... falls eine Schwärmerei überhaupt so lange andauern kann.

Nein. Ich bin mir sicher, dass es nur das ist und vor allem rein körperlich, denn alles andere wäre ein absolutes No-Go.

Am Ende der Choreografie bin ich sehr bereit, endlich meine Pizza zu essen und den Cheerleaderinnen den Mittelfinger zu zeigen, falls noch jemand etwas über meine Hüften sagt.

Wie immer schmeicheln sich alle inklusive Lucy bei Reina ein, wie *perfekt* die Choreografie ist und was für eine *Königin* sie ist. Abgesehen von mir natürlich. Was denn? Ein bisschen stumme Kritik wird sie schon verkraften.

Dann gehen langsam alle, bis auf ihren heiligen inneren Kreis aus böstigen Nachahmerinnen. Brianna natürlich, keine Überraschung. Prescott, der männliche Co-Captain, und ein paar andere Cheerleaderinnen, die es geschafft haben, von Queen Bee akzeptiert zu werden.

In diesem inneren Kreis dreht sich im Grunde alles um Reinas Sektenaktivitäten, auch bekannt als geheime Mutproben, die sie ständig jemandem auferlegt, weil sie sich sonst in ihrer teuren Villa langweilt und es ihr offenbar Spaß macht, Leute zu quälen.

Ich will Lucy gerade zur Seite ziehen, damit wir endlich zusammen nach Hause gehen und die neueste True-Crime-Serie auf Netflix binge-watchen können, als Reina nach ihr ruft.

Lucy dreht sich mit knallroten Wangen zu ihr um. »J-ja?«

Ich seufze. Eigentlich bin ich gerade dabei, ihr Selbstvertrauen zu fördern, aber offenbar wird das ein sehr langer Prozess. Einmal schüchtern, immer schüchtern, schätze ich.

»Bleib hier«, sagt Reina beiläufig.

Meine Lippen öffnen sich gleichzeitig mit denen von Lucy.

Reina hat sie doch nicht etwa gerade in ihre Sekte eingeladen, oder?

Meine Freundin grinst, ihre Haut färbt sich vor offensichtlicher Aufregung noch dunkler, während sie unbeholfen auf den Kreis um die Kapitänin herum zugeht. Die anderen Mitglieder der Truppe tuscheln, wahrscheinlich aus Neid und Hass zugleich, während ich noch versuche, das Ganze zu begreifen.

Das ... da ist doch irgendwas im Gange. Aber was?

Vielleicht ist auch gar nichts und ich bin einfach nur paranoid?

Aber es ergibt keinen Sinn, dass Lucy zu Reinas engstem Kreis gehören sollte. Sie ist total schüchtern und dient der Truppe meist nur als Verstärkung, genau wie ich. Wir sind die Unsichtbaren, die man nur beachtet, wenn wir mit den anderen zusammen sind. Einzeln sind wir jedoch langweilig.

Der Rest von Reinas Gefolgschaft ist genauso schön und erfolgreich – oder zumindest stinkreich – wie sie.

Lucy ist in all diesen Punkten bestenfalls durchschnittlich. Obwohl sie in *meinen* Augen die Schönste von allen ist.

Mit großen Schritten gehe ich auf sie zu.

Brianna drängt sich vor mich und verschränkt die Arme. »Du bist nicht eingeladen.«

»Als ob ich zu eurem Geheimzirkel von soziopathischen Hexen gehören wollte.« Ich strecke die Hand in Reinas Richtung aus. »Mein Kopfhörer.«

Sie greift in ihre Tasche und holt ihn heraus, hält ihn aber außer Reichweite. »Du warst heute ganz passabel, Naomi.«

Ich reiße ihn ihr aus der Hand. »Ich rufe dich an, wenn mich deine Meinung über mich mal interessiert.«

»Das wird schon sehr bald passieren, Bitch.« Brianna bricht in Gelächter aus und die anderen tun es ihr gleich, außer Lucy und auch Reina, die nie lacht oder lächelt. Es sei denn, sie hat damit angefangen. Sie ist eben die Anführerin, keine Mitläuferin, und das macht sie auch mit jeder einzelnen Geste deutlich.

»Was soll das heißen, *Bitch*?«, frage ich Brianna.

»Sagen wir einfach, deine selbstgerechte Haltung wird schon sehr bald verschwunden sein, nachdem –«

»Bree«, unterbricht Reina sie streng und weist mich an: »Und ab mit dir.«

Mit verengten Augen sehe ich sie an, dann begegne ich Lucys Blick, doch sie schenkt mir nur ein entschuldigendes Lächeln. Das mir sagt, dass sie bei dieser Horde von Arschlöchern bleiben will.

Im Grunde ist das keine Überraschung. Luce hat Reina und ihre Anhänger schon immer geliebt. Von daher ist diese Einladung ein wahr gewordener Traum für sie.

Mit einem tiefen Seufzer setze ich meinen Kopfhörer auf und gehe, während ich *In the Dark* von Bring Me The Horizon höre. Normalerweise würde ich damit warten, bis ich das Spielfeld verlassen habe, aber heute muss ich ihr dämliches Getuschel schneller als sonst ausblenden. Vor allem, weil Luce nicht bei mir ist, um die Einschläge abzufedern.

Heißt das jetzt, dass ich Luce an Queen Bee verliere? Sie hat doch schon alles und jeden, den sie will! Warum muss sie mir auch noch meine einzige Freundin wegnehmen?

Die plötzliche Einsamkeit durchflutet meinen Magen und hinterlässt einen bitteren Nachgeschmack im Rachen. Und das macht mir Angst. Die Tatsache, dass ich niemanden mehr habe und ganz allein bin, jagt mir eine Heidenangst ein.

Allerdings nicht mehr als die Vorstellung, auf Menschen zuzugehen und mich verletzlich zu zeigen, nur damit sie mir wehtun können.

Beide Gedanken sind grauenhafte Monster, an die ich jeden Tag denke. Seit dem Tag, an dem ich jemandem vertraut habe und derjenige meine Naivität missbraucht hat.

Ich bin so sehr in meine Gedanken und die laute Rockmusik vertieft, dass ich die Umgebung komplett ausblende.

Und da passiert es.

Ich sehe den Ball noch mit Überschallgeschwindigkeit auf mich zukommen.

Doch es ist zu spät.

Meine Beine bleiben wie angewurzelt stehen, während meine Augen kurz vor dem Aufprall groß werden.

Doch statt des Balls fange ich im Augenwinkel nur eine blitz-schnelle Bewegung auf, dann prallt auch schon ein fester Körper gegen mich.

Und zwar nicht irgendein Körper.

Sondern der des Footballspielers, dessen Existenz ich schon seit Jahren vergeblich zu ignorieren versuche.

Und dabei kläglich versage.



Naomi

Ich stürze zu Boden.

Besser gesagt, wir beide stürzen, in einem Gewirr aus Gliedmaßen, Stöhnen und seltsamen Berührungen.

Besser gesagt: absolut unangemessenen Berührungen.

Heiliger Schwede.

Bitte sagt mir, dass meine Finger nicht gerade sein *Ding* gestreift haben!

Hastig ziehe ich die Hand zurück, während er gleichzeitig versucht, sich von mir zu lösen, was uns beide erneut umwirft.

Diesmal klebt er auf mir. Sein durchtrainierter Körper bedeckt meine Vorderseite, und seine nackte Brust liegt fest an meinen Brüsten. Jetzt berühre ich definitiv sein Ding – mein Bauch tut es jedenfalls.

Wenn ich meine Gefühle jemals nach außen hin zeigen würde, müssten meine Wangen jetzt glühen. Niemals hätte ich damit gerechnet, die Konturen seines Körpers einmal so hautnah zu spüren.

Nicht in diesem Leben.

Großer Gott. Sein Bauch ist genauso hart wie der Boden unter meinem Rücken, trotzdem weich genug, um darauf schlafen zu wollen.

Oder mein Gesicht daran zu reiben.

Oder irgendwas anderes zu tun, wobei ich ihn berühren kann.

Er stützt seine Hände rechts und links von meinem Kopf auf dem Boden ab und drückt sich ein wenig nach oben. Sein Bauch, seine Oberschenkel und, ähm, seine *Erektion* sind immer noch fest an mich gepresst.

In diesem Augenblick sehe ich ihn zum ersten Mal vollständig.
Sebastian Weaver.

Der Star-Quarterback.

Enkel eines ehemaligen Senators.

Und gemeingefährlich.

Nicht nur wegen seines lebensbedrohlich attraktiven Aussehens, denn ehrlich gesagt könnte er locker der schönste Mann sein, den Gott je erschaffen hat. Okay, aber zumindest könnte er es unter die Top fünf schaffen.

Sein Gesicht könnte auch aus Granit gemeißelt sein, mit den markanten Konturen und seiner starren Mimik. Nicht im Sinne eines Serienkillers, sondern eher im Sinne von: »Hallo, ich bin dein nächster Bookboyfriend«. Sein ausgeprägter Kiefer und die schnurgerade Nase tragen zu dieser allgemeinen Perfektion bei, die Gott leider nur wenigen seiner Geschöpfe schenkt.

Seine Augen erzählen jedoch eine ganz andere Geschichte. Nicht nur wegen ihrer hellgrünen Farbe, die an ein tropisches Meer erinnert, das ich bisher nur auf Bildern gesehen habe. Das Auffälligste ist das schwindende Licht in den Tiefen, als wäre er ständig wütend über die Überlegenheit, die ihm zuteilwurde. Vielleicht empfindet er sie sogar als Last.

Alter, wenn dir dein Aussehen eine Last ist, können wir gerne tauschen.

Oder auch nicht.

Das würde mich ja wieder zu einem Kerl machen, und dann müsste *ich* die Cheerleaderinnen auf den Schultern tragen.

Okay, Moment. Denke ich gerade ernsthaft darüber nach, Cheerleaderinnen zu tragen, während ich unter Sebastians Körper gefangen liege?

Und zwar unter seinem sehr harten Körper. Nein, nein, ich

meine damit nicht seinen Schwanz. Obwohl ich glaube, dass auch der sich dem Aggregatzustand *hart* langsam annähert. Ich meine einfach seinen gesamten Körper, von der Brust über die Oberschenkel bis hin zu seinem Gesicht.

Sein dunkelblondes Haar fällt ihm in die Stirn und bildet einen traumhaften Kontrast zu seiner sonnengebräunten Haut und der hellen Farbe seiner Augen. Die mich gerade finster ansehen, als hätte ich allein durch meine bloße Existenz einen schweren Fehler begangen.

»Beweg dich«, sagt er mit dieser leicht rauen Stimme, die wie dafür gemacht ist, einem im Dunkeln schmutzige Dinge ins Ohr zu raunen.

Oder im Hellen. Wen interessiert's?

»Was?«

»Entweder du hast mich verstanden und stellst dich absichtlich dumm, oder du bist taub. Beides geht mir ehrlich gesagt am Arsch vorbei.«

Meine kurze Anbetungsphase vor seinem Altar findet durch seine Worte und den herablassenden Tonfall ein jähes Ende.

Für wen hält sich dieses Arschloch? Auch wenn er ganz gut aussieht – okay, *verdammt* gut, was auch immer –, gibt ihm das nicht das Recht, mich wie Dreck unter seinen Schuhsohlen zu behandeln. Das habe ich nicht nötig.

Also schlage ich den halb spöttischen, halb hochnäsigen Ton an, den ich auch Brianna gegenüber immer benutze. »Ähm, hallo? Du bist hier derjenige, der mich auf dem Boden festnagelt.«

»Weil du dein Bein um mich geschlungen hast.«

Ich hebe den Kopf und schaue mich um, bis meine Bauchmuskeln von der halb aufgerichteten Haltung schmerzen. Und tatsächlich, mein Bein ist um seines geschlungen. Zucken seine Muskeln gerade, oder bilde ich mir das nur ein?

Gut gemacht, ich. Eins zu null für die Black Devils.

Anstatt ihn loszulassen, benehme ich mich wie die Idiotin, zu der mein Gehirn mich gerade auffordert.

»Das liegt an dem Sturz. Komm bloß nicht auf dumme Gedanken in deinem kranken Kopf.«

»Vielleicht bist du ja krank im Kopf, da du auf solche Ideen kommst.« Lächelnd zeigt er mir seine perfekten weißen Zähne, und obwohl das eigentlich als freundliche Geste gelten sollte, hindert mich die Leere dahinter daran, es als solche zu betrachten.

Ich bin mir Sebastians Ruf sehr bewusst, seit ich nach meinem letzten Highschool-Jahr hierher gewechselt bin. Man müsste schon blind sein und gleichzeitig in einem dunklen Schacht leben, um Senator Brian Weavers einzigen Enkel und Blackwoods Lieblings-Quarterback nicht zu durchschauen.

Mit seinem faszinierenden, typisch amerikanischen Aussehen, seinem Hintergrund und seinen Fähigkeiten ist er ein wandelndes Klischee.

Alle glauben, dass sein Großvater ihn auf eine Karriere in der Politik vorbereiten wird, sobald er das College abgeschlossen hat, und Football lediglich ein Sprungbrett für ihn ist. Selbst die NFL ist zu klein für seine Ambitionen und seine Zukunft.

Doch das war nicht das Erste, was mir damals an Sebastian aufgefallen ist. Weder seine Familie noch der Sport oder sein Aussehen.

Sondern seine Augen.

Wie getrübt sie wirken, so wie jetzt. Als würde er nur eine Rolle in einem Theaterstück spielen.

Er beherrscht das soziale Spiel so gut, dass ich manchmal fast neidisch darauf bin. Ich wünschte, ich könnte alles genauso überzeugend vortäuschen wie er. Ich wünschte, ich könnte Menschen auch so anlächeln, obwohl ich mich am liebsten vor ihnen verstecken möchte.

»Dann sind wir uns eben einig, dass wir uns nicht einig sind.«

Er lächelt immer noch, versucht aber nicht mehr, die Falschheit zu verbergen. Wie Menschen das eben so machen, wenn sie die Schnauze voll haben von jemandem. Dann lassen sie die Masken fallen und ihr wahres Ich durchscheinen.

Und im Moment ist das, was er nach außen hin zeigt, ganz anders als das, was er wirklich ist.

»Lässt du mich jetzt los, oder willst du mich lieber noch ein bisschen befummeln?«

Ruckartig ziehe ich mein Bein zurück. »Du bist derjenige, der mich befummelt.«

»Jaja. Ich bin ja auch derjenige, der dich an sich gefesselt hat. Hörst du dir eigentlich selbst zu?«

»Ja, das tue ich, und was ich sage, ergibt deutlich mehr Sinn als dein Gerede ... Wieso stehst du nicht auf?«

Der leblose Hohn in seinen Zügen zerbricht langsam, während in seinen Augen etwas schimmert. »Hast du nicht gerade gesagt, ich würde dich befummeln? Also lass mich die Gelegenheit noch ein wenig nutzen.«

»Bist du komplett irre? Wir kennen uns gar nicht.«

»Spielt das eine Rolle? Das ist doch nur eine natürliche chemische Reaktion zwischen gesunden Erwachsenen.«

»Bist du ein gottverdammtes Tier?«

»*Ein Monster*, um genau zu sein.« Die Betonung des Wortes »Monster« lässt mir einen Schauer über den Rücken rieseln, und es kostet mich redliche Mühe, meine Aufregung im Zaum zu halten.

Ich schlage mit beiden Händen gegen seine Brust, um ihn wegzustoßen, schaffe es aber nicht, seine steinharten Muskeln zu bewegen. »Runter von mir.«

»Ssh, ganz ruhig. Ich bin noch nicht fertig.«

»Womit?«

»Mit dir.«

Meine Zehen krümmen sich, und ich muss mich mit aller Kraft beherrschen, um ihm nicht in die Eier zu treten oder so. Mit solchen Annäherungsversuchen konnte ich noch nie gut umgehen, schon gar nicht, wenn sie von jemandem wie Sebastian kommen.

Ich schätze, die Gerüchte über ihn sind wahr. Offenbar vögelt er tatsächlich mit jeder, was?

»Weaver!«, ruft eine Männerstimme, und Sebastian steht widerwillig von mir auf. Der Verlust seines Körpergewichts erschüttert mich deutlich mehr, als ich zugeben möchte.

Hastig springe ich auf, sammle meinen Kopfhörer und meine Tasche ein, dankbar, dass nichts davon kaputtgegangen ist, dann richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Typen, der gerade auf uns zukommt. Es ist Sebastians Freund Owen, ein weiterer muskelbepackter Footballspieler, nur mit dunklerem Teint und rasiertem Schädel.

Sebastian macht immer noch keine Anstalten, zu gehen. Sein irrer Blick ist fest auf mich geheftet. Verlegenheit und ein Gefühl, das ich nicht näher benennen kann, ergreifen plötzlich von mir Besitz, und ich möchte die Beine in die Hand nehmen und über eine offene Blumenwiese rennen, um frische Luft zu holen und dieses Gefühl wieder loszuwerden.

»Willst du ein Autogramm?«, fahre ich ihn an und bereue es sofort. Ich muss wirklich lernen, mein Temperament zu zügeln und nicht bei jeder Kleinigkeit einen Wutanfall zu bekommen. Aber ich habe eben ständig das Gefühl, dass es alle auf mich abgesehen haben, und der Star-Quarterback bildet da keine Ausnahme.

Vor allem, wenn er mich so überheblich mustert wie jetzt.

Er lächelt wieder auf diese leere, oberflächliche Art, die auch ein Zeichen dafür sein könnte, dass seine Seele bereits vom Teufel rekrutiert wurde. »Ich denk drüber nach und lasse es dich wissen.«

»Worüber?« Owen legt eine Hand um Sebastians Schulter. »Was läuft da zwischen dir und der Asiatin?«

Ich stemme eine Hand in die Hüfte. »*Die Asiatin* hat einen Namen, du Spinner, und der lautet Naomi. Lass ihn dir einfach von Siri buchstabieren.«

Damit drehe ich mich um und gehe davon, während das Echo von Sebastians Lachen noch lange in mir nachhallt, nachdem er längst außer Hörweite ist.



Als ich nach Hause komme, habe ich das, was auf dem Spielfeld passiert ist, bereits hundertmal durchgedacht.

Okay, das ist gelogen. Mindestens doppelt so oft.

Obwohl ich Cheerleaderin bin, rede ich eigentlich nicht mit Sebastian und spiele auch nicht mit dem Rest der Footballmannschaft »Happy Family«.

Klar, Reina, Brianna und der Rest der Truppe tun das, aber ich nicht. Aus dem einfachen Grund, weil sie ... nun ja, sie erwarten eben Sex. Das ist keine Raketenwissenschaft, aber ich bin keine Schlampe.

Warum zur Hölle habe ich dann zugelassen, wie eine verdammte Schlampe auszusehen, indem ich mein Bein um seins geschlungen habe?

Bist du echt so bedürftig, Nao?

Ich schicke Luce eine Nachricht und bitte sie, mich anzurufen, sobald sie mit den satanischen Ritualen für ihre Figur und Schönheit fertig sind, die Reina sie durchführen lässt. Aber ich weiß jetzt schon, dass sie heute zu beschäftigt für mich sein wird.

Oder auch für immer, wer weiß.

Sie hat quasi ihre Seele an den Teufel verkauft, und Reina wird sie schon beschäftigt halten.

Unser Haus – Moms ganzer Stolz – steht auf einem großen Grundstück in einem gehobenen Mittelklasseviertel. Wir haben sogar eine riesige Garage, die wir kaum nutzen, und einen schicken Pool, den Mom ihren Freundinnen zeigt, wenn sie sie mal einlädt.

Ständig spielt sie das Spiel: »Akzeptiert mich!«, und das ist irgendwie frustrierend. Ich bin deutlich jünger als sie und habe trotzdem längst verstanden, dass wir als Minderheiten einfach nicht akzeptiert werden. Zumindest nicht von den meisten der Rassisten, die diese gottverlassene Stadt bevölkern.

Wenn ich jedes Mal einen Cent dafür bekäme, wenn mich jemand als »exotisch« bezeichnet oder sagt, ich hätte so »merkwürdige« Augen oder mein weiches schwarzes Haar sei so »einzigartig«, wäre ich inzwischen längst so reich wie Mom.

Das weiß sie auch alles, trotzdem versucht sie es immer weiter. Was meiner Meinung nach sowohl mutig als auch traurig ist.

Anstatt ins Haus zu gehen, durchstöbere ich den Briefkasten auf der Suche nach dem mir vertrauten schwarzen Umschlag, und ...

Ja!

Ich hole Akiras Brief heraus und lächle. Dafür pausiere ich sogar meine Core-Metal-Playlist. Was denn? Das unterstreicht doch nur, wie *wichtig* mir dieser Brief ist!

Mit dem Rest der Post in der anderen Hand, meine Tasche über der Schulter balancierend, öffne ich den Brief von meinem Brieffreund.

Ja, ich weiß, das klingt altmodisch, aber schon sein allererster Brief hat mich zum Lächeln gebracht, und an dem Tag damals konnte ich ein Lächeln gut gebrauchen, daher habe ich zurückgeschrieben.

Zugegeben, ich weiß noch immer so gut wie nichts über Akira, aber ich vertraue ihm ja auch nicht meine tiefsten Geheimnisse an oder so. Er ist einfach nur etwas, auf das ich mich jede Woche freue.

Vielleicht liegt es auch daran, dass ich total erbärmlich bin und er einer von lediglich zwei Menschen ist, die ich als Freunde betrachte.

Liebe Naomi;

soll ich lieber damit aufhören? Also damit, den Brief mit »Liebe Naomi« zu beginnen, meine ich. Kommt dir das nicht zu kitschig vor? Ich habe neulich darüber nachgedacht, und irgendwie finde ich es wohl etwas kitschig.

Wie auch immer, jetzt, wo ich meine Gedanken zur Anrede losgeworden bin, möchte ich dir sagen, dass deine Geschichte für den Geschichtskurs ziemlich lahm ist.

Du solltest lieber über Japan und die Zeit der Streitenden Reiche sprechen. Du weißt selbst, dass du das willst. Aber leugne es ruhig, mir egal.

Nun ja, du bist in Amerika geboren, daher betrachtest du dich vielleicht nicht wirklich als Japanerin, trotzdem bestehe ich darauf. Mach doch lieber irgendwas Cooles statt dieses alten, abgedroschenen Themas.

Mein Studium läuft ganz gut. Danke, dass du nicht danach gefragt hast. Andererseits denkst du wahrscheinlich, ich wäre ein Nerd, und von Nerds wird ja erwartet, dass sie viel lernen. *Hier irgendein unschönes Wort einfügen, das im Grunde bedeutet: Fick dich, wenn du so denkst*

Also, wo waren wir? Ach so, ja. Mein Studium.

Mir gefällt nicht, was ich gerade mache, daher überlege ich, das Fach zu wechseln. Allerdings weiß ich nicht, zu welchem Fach ich wechseln sollte und ob ich damit die richtige Entscheidung treffen würde.

Hast du manchmal auch das Gefühl, nichts zu verstehen, und wenn du es endlich begriffen hast, ist die Tür bereits zugefallen?

Als käme man zum Leben zu spät.

Oder klingt das zu melodramatisch?

Wie auch immer, ich will dich nicht mit meiner Lebensgeschichte langweilen. Erzähl mir lieber von dir.

Ärgerst du dich immer noch so über die anderen Cheer-

leaderinnen, oder hast du dir inzwischen ein Rückgrat zugelegt und endlich damit aufgehört?

Falls das passiert ist, keine Sorge. Du kannst trotzdem noch meine Yuki-Onna sein. Oder ich vielleicht deiner.

Mit freundlichen Grüßen,

Akira

Ich lächle den Vollidioten an. Er hat immer so gewaltige Fantasien von japanischen Geistern und deren Bösigkeit.

Und nennt mich *Yuki-Onna*, weil ich ihr seiner Meinung nach mit meiner blassen Haut, meinen rosigen Lippen und den asiatischen Augen, die so dunkel sind, dass sie beinahe schwarz wirken, sehr ähnele.

Damit sagt er mir also, ich besäße die Schönheit der Schneefrau, eines Geistes, der an stürmischen Wintertagen durch die Berge streift, um Sterbliche anzulocken und zu töten.

Seitdem ist das irgendwie zu unserem Insiderwitz geworden.

Ich hätte nie gedacht, dass diese Sache mit Akira – er nennt es Freundschaft – so weit gehen würde, aber ich bin froh, dass ich ihn habe.

Auch wenn ich immer noch nicht weiß, wie er aussieht.

Ich habe darüber nachgedacht, ihn um ein Foto zu bitten. Aber er würde es nicht nur ablehnen, es würde auch das Bild zerstören, das ich mir von ihm gemacht habe. Irgendein nerdiger Typ, der definitiv ein Otaku ist und mehr über Pornos redet, als gut für ihn ist. Und mich damit verdorben hat.

An der Haustür halten meine Füße inne. Es gibt einen breiten Durchgang zum Wohnbereich, der schräg gegenüber der Küche liegt.

Mom steht gerade vor einer Schneiderpuppe, ein Nadelkissen am Handgelenk und das Handy am Ohr, während sie der Puppe ein Stück Stoff an die Brust steckt.

Auch wenn sie inzwischen die Geschäftsführerin von Chester Couture ist, zu Hause ist sie immer noch von diesen Schneiderbüsten besessen und versucht ständig, ihr nächstes Meisterwerk zu entwerfen.

Ich verstecke Akiras Brief in der Tasche, bevor sie den Kopf hebt. Mom weiß zwar, dass ich einen Brieffreund aus Japan habe, aber es gefällt mir nicht, wenn sie seine Briefe anfasst. Manchmal unterhalten wir uns nämlich auch über Pornos, und in solche Gespräche möchte ich sie wirklich nicht einweihen.

»Schatz.« Sie deutet auf eine glitzernde Schachtel und ich reiche sie ihr.

Dann beschließe ich, nach oben in mein Zimmer zu gehen, und grinse wie eine Idiotin bei dem Gedanken, Akiras Brief noch einmal zu lesen und mir eine ebenso sarkastische Antwort auszu-denken. Das ist unser Lieblingsspiel.

»Nao, warte mal.«

Ich habe erst zwei Schritte gemacht, drehe mich aber wieder um und sehe Mom an. Sie hat das Handy in die Hosentasche gesteckt und damit ihr Gespräch mit ihrer Assistentin, dem Anwalt oder ihrem Buchhalter – also mit irgendwem, der die Zeit der großartigen Riko Chester in Anspruch nehmen will – ungewöhnlich früh beendet.

Sie wurde als Riko Sato in Japan geboren, änderte aber ihren Nachnamen, sobald sie die amerikanische Staatsbürgerschaft erhielt, als ich noch ein Kind war.

Mom ist eine zierliche Frau, trägt ihr Haar aber im Gegensatz zu mir lang und sieht ansonsten aus wie meine ältere Schwester und nicht wie die Frau, die mich zur Welt gebracht hat. Sie hat eine makellose Haut und schöne, sehr feine Gesichtszüge, die sie an mich vererbt hat. Allerdings ist sie in letzter Zeit etwas blasser als sonst und hat dunklere Augenringe.

Ihre Augen sind braun, aber nicht so groß oder dunkel wie meine. Das Merkmal habe ich wohl von meinem Vater geerbt, der für sie jedoch ein Tabuthema ist.

»Wie war die Schule?«, fragt sie mit ihrem leichten Akzent. Da sie zur ersten Einwanderergeneration gehört, spricht sie nicht mit amerikanischem Akzent wie ich, aber nicht, weil sie es nicht könnte. Aber wenn man von Geburt an auf eine bestimmte Art redet, prägt einen das wohl fürs ganze Leben.

Ich zucke mit den Schultern. »Das Übliche.«

Mom greift nach ihrer Zigarettenschachtel, tritt von der Schau-
fensterpuppe zurück, zündet sich eine an und nimmt einen Zug.
»Und das Training?«

»War ganz cool.«

»Lügst du mich etwa gerade an?«

»Als ob ich das könnte. Du würdest sofort den Dekan anrufen und sämtliche Details aus ihm herauskitzeln. Oder besser die Trainerin, die war nämlich zumindest dabei.«

»Nicht so frech, junge Dame.«

»Ich bin nicht frech. Ich will es dir nur etwas leichter machen, weil du es anscheinend vorziehst, andere nach mir auszufragen, anstatt selbst mal zu einem der beschissenen Spiele zu kommen, für die ich mir ständig den Arsch aufreiß.«

»Achte auf deine Ausdrucksweise. Und es ist nicht so, dass ich nicht hingehen würde, weil ich keine Lust dazu hätte. Aber manche von uns müssen eben arbeiten, Naomi.«

»Dann arbeite doch einfach weiter.«

»Nao-chan ...«

Mein Magen dreht sich jedes Mal, wenn sie mich so nennt. Es fühlt sich an, als wäre ich wieder ein kleines Mädchen und Mom meine ganze Welt.

Bis die rote Nacht diese Welt zerschmetterte.

Langsam kommt sie näher und bläst eine Nikotinwolke in die Luft. »Bist du sauer auf mich?«

»Ich weiß nicht, Mom. Vielleicht.«

Sie streicht mir über den Arm. »Es tut mir leid. Ich weiß, dass ich in letzter Zeit kaum für dich da war. Aber ich tue das alles hier nur für dich.«

»Nein, Mom. Nicht. Komm mir jetzt nicht mit der Ausrede, dass du es nur für mich tust. Das tust du schon nicht mehr, seit du dieses Haus gekauft und unsere gemeinsame Zukunft darin zementiert hast. Seitdem tust du alles nur noch für dich selbst.«

Sie lässt die Hand sinken, und obwohl es wehtut und ich mir wünsche, dass sie mich tröstet, ist mir nur allzu bewusst, dass es sinnlos ist. Mom wird immer nur das tun, was sie für richtig hält, ohne sich Gedanken über die Folgen für mein Leben zu machen.

»Eines Tages wirst du alles verstehen. Das hoffe ich jedenfalls.« Sie lächelt mit einem Hauch von Resignation. »Geh dich frisch machen, bevor das Essen kommt. Ich habe Italienisch bestellt.«

»Was gibt es denn zu feiern?« Während ich insgeheim froh bin, dass sie heute Abend mit mir zusammen zu Hause isst, überrascht es mich, dass sie nicht irgendwo ein Abendessen mit ihren Mitarbeitern und Geschäftspartnern organisiert hat.

»Muss es einen Anlass geben, damit ich mit meiner Tochter essen kann?« Sie lächelt wieder, aber erneut mit diesem Anflug von Resignation. Oder ist es Traurigkeit?

Ich grüble nicht lange darüber nach, denn sie drückt ihre Zigarette im Aschenbecher aus und widmet sich weiter ihrer Arbeit.

Ich hingegen kann die Vorfreude nicht unterdrücken über den Gedanken, mit ihr zu Abend zu essen.

Vielleicht ist unsere kleine Familie ja doch noch nicht ganz verloren.